

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 62 (1982)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Eine Art 100-Mark-Missverständnis um zwei Hälften  
**Autor:** Meyer, E.Y.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163917>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

E. Y. MEYER

## Eine Art 100-Mark-Missverständnis um zwei Hälften

*In der Samstag/Sonntag-Ausgabe der «Süddeutschen Zeitung» vom 14./15. März 1981 erschien eine freie Besprechung des Buches «Die Hälfte der Erfahrung», in welchem Aufsätze und Reden von E. Y. Meyer gesammelt sind. Ludwig Harig, der Verfasser der Rezension, die in feuilletonistischer Weise auch auf die Begegnung des Kritikers mit dem Autor anlässlich des «Steirischen Herbsts» eingeht, ist ein bekannter saarländischer Schriftsteller und unter anderem auch Verfasser einer Rousseau-Biographie. Er übt an E. Y. Meyers Aufsätzen, von denen ihm einige mehr, einige weniger zusagen, im ganzen eine konstruktive, weil das Gespräch anregende Kritik, und vornehmlich meldet er Widerspruch an gegen die «Grazer Heimat-Rede», auch gegen einen Satz des «Briefwechsels mit Monsieur de Voltaire», der unter dem Titel «Ach Egon, Egon, Egon» in den «Schweizer Monatsheften» erschienen und in dem Band «Die Hälfte der Erfahrung» ebenfalls enthalten ist. Darauf, vor allem, antwortet dem Kritiker und Rousseau-Biographen der Schriftsteller E. Y. Meyer im nachfolgenden Brief. Der Essay-Band «Die Hälfte der Erfahrung» ist im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt, erschienen.*

A. K.

Lieber Ludwig –  
«Rousseau (und Douanier?) des Saarlandes»,

dass Deine Schwiegermutter, wie Du in der Besprechung meines Buches «*Die Hälfte der Erfahrung*» in der Süddeutschen Zeitung vom 14./15. März schreibst, eine geborene Mayer ist, freut mich zu hören. Der Satz, den sie bei jeder Gelegenheit zu sagen pflegt: «*Wer Mayer heisst, hat's schwer im Leben*», scheint mir allerdings etwas übertrieben zu sein – da könnten, glaube ich, alle Menschen Mayer (oder Maier oder Meier oder Meyer usw.) heissen.

Dass ich Dir eine Antwort schreibe, hat jedoch einen anderen Grund: einen, der demjenigen nicht unähnlich sein dürfte, der Dich dazu bewogen hat, Deine eigentliche Domäne – das Gebiet der «schönen Kunst», und darin wiederum das der «reinen Poesie» oder «Luftkutscherei», wie Du es auch zu nennen liebst – zu verlassen, um eine Buchbesprechung zu schreiben. Ein Grund, der vermutlich etwas mit einer Sympathie zu tun hat, die

wir damals, im Steirischen Herbst 79, auf dem Spaziergang vor unserer gemeinsamen Lesung in der Schule von Leibnitz zueinander gefasst haben.

Mit dem Titel meines neuen Buches ist es eine merkwürdige Sache: dass es darin «nur» um die «Hälfte» der Erfahrung geht, scheint bei etlichen Leuten eine Art Mangelerscheinung, etwas wie ein «Loch im Magen», eine «Leere» und sofort auch einen Schrecken vor dieser, den bekannten *Horror vacui*, hervorzurufen, so dass sie sich unverzüglich nach der fehlenden «anderen» Hälfte umzusehen beginnen, um durch deren Hinzufügen wieder ein befriedigendes, wie sie glauben, gefahrloses «Ganzes» herzustellen.

Auch Du, der Du Dich so sehr für die Phantasie, für ihre «Emanzipation» und ihr «Recht auf Selbstverwirklichung» sozusagen einsetzt, scheinst das Alleinstehen einer Hälfte von einer Sache als etwas nun doch beinahe zu Phantastisches anzusehen: «*Zu der einen Hälfte der Erfahrung kommt nämlich die andere hinzu*», schreibst Du.

Dem scheint mir jedoch wiederum ein Missverständnis zugrunde zu liegen, das man fast schon mit jenen der «One Hundred Dollars»-Sorte vergleichen könnte: von meiner Grazer «*Heimat-Rede*» ausgehend, scheinst Du zu meinen, *ich* meine mit *meiner* «Hälfte» so etwas wie die «reine Vernunft» (die «ratio» im Sinn der Aufklärung des 17. Jahrhunderts), zu der (wie Du, wenn dem so wäre, mit *Recht* meinen würdest) aber unbedingt noch *Deine* «Hälfte», die «reine Unvernunft» im Sinne der «Poesie» oder «Phantasie» nämlich, hinzukommen müsse.

Im Essay, dessen Titel auch der Titel meines Buches geworden ist (und auf den Du in Deiner Besprechung leider nicht zu «sprechen» kommst), geht es aber gar nicht um *diese* Problematik, sondern eben um das merkwürdige, wie ich glaube, sowohl die «Vernunft» wie die «Unvernunft» bzw. «Phantasie» einschliessende und also «umfassendere» Geschehen, für das wir das Wort «Erfahrung» erfunden haben: um etwas, das man auch mit «Er-leben» im Sinne von dem, was man (sich) «er-lebt» hat, umschreiben könnte – und nicht nur um die empiristische, das Wort auf die Bedeutung von «Anschauung, Wahrnehmung» einschränkende Definition, die das «Denken» aus ihm ausschliessen will.

Und da ist es dann ja in erster Linie ein Goethe-Wort, das ich zu bedenken versuche – und das, wie ich meine, auch den daraus abgeleiteten Titel erklärt: «. . . *sie bedenken nicht, dass die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.*»

Zwar meint Goethe hier mit der «Hälfte» wohl gerade die empiristische Bedeutung von Erfahrung, zu der als die andere «Hälfte», damit sie begreiflich und für den Geist durchsichtig werde, noch die ideelle Ergänzung hinzugefügt werden muss – aber wenn man auf diese so hergestellte «ganze Erfahrung» seinen Satz dann noch einmal anwendet und sie also sozusagen

auf einer höheren Ebene noch einmal «bedenkt», dann ist sie plötzlich wieder nur noch «die Hälfte der Erfahrung». Und so kann dieses Spiel dann weitergehen und sich auf immer höhere Ebenen hinaufschwingen.

Der Sinn, der sich für mich daraus ergibt, ist jedoch, dass «die Erfahrung» immer zur Hälfte *offen* bleiben muss, oder – um es ganz *vital* zu sagen – dass niemand je die «ganze» Erfahrung «gefressen» haben kann.

Demzufolge geht es mir in der Grazer «*Heimat-Rede*» (mit der Du Dich so eingehend auseinandersetzt) denn auch gar nicht darum, die eine «Hälfte» gegen die andere auszuspielen, also nur die eine, die der «Vernunft», wie Du meinst, zu akzeptieren, und die andere, die der «Unvernunft» bzw. «Poesie» abzulehnen – wir müssten da nun ja ohnehin statt von «Hälften» nur noch von «Vierteln» zu sprechen beginnen!

Schon von meinem Sternzeichen her (das ich vermutlich mit Deiner Schwiegermutter nicht teile) tendiere ich wohl zum Ausgleich (ja, ich bin eine «Waage») – aber, wie Du, glaube ich, auch noch aus «vernünftigeren» Gründen.

Die Art und Weise, wie Du in der Schule in Leibnitz vor den Kindern Deine Rolle als «freier Narr» (bzw. Schriftsteller) gespielt hast, der aus freiem Willen vor ihnen steht und deshalb auch jederzeit wieder weggehen kann, wenn das, was der «Narr» sagt, die Kinder nicht interessiert; wie Du ihnen von der Wichtigkeit der Phantasie gerade in der heutigen, durch «vernünftiges» Produzieren und Normieren immer mehr eingeengten Welt erzählt und wie Du ihnen Mut zu machen versucht hast, zu ihrer eigenen Phantasie zu stehen und von ihr Gebrauch zu machen – das hat mich sehr beeindruckt. Das nun schon jahrhundertlang, immer einseitiger gewordene «Vernunft»-Denken hat uns ja in der Tat in eine ganz schön beklemmend wirkende Sackgasse geführt – und wie Du weisst, bin auch ich der Meinung, dass wir da eine «Rückfahrt» antreten und eine andere Fortsetzung unseres Weges suchen müssen.

Als diesen anderen Weg hier nun aber wiederum einseitig die «reine» Poesie als Alternative zu propagieren, würde ich auch nicht für richtig halten – die Gefahr, dass es dabei statt zu einer «Rückfahrt» zu einem «Rückfall» kommen könnte, wäre, glaube ich, zu gross.

Wir können, wenn wir uns einseitig der «Unvernunft» anvertrauen, wieder sehr leicht in die dunkelste Seite des Mittelalters oder noch weiter zurückfallen, wo die okkulten Mächte wieder die Oberhand gewinnen, der einzelne seine Verantwortung wieder an zwielichtige Mystiker und «Zauberer» abtritt, wo der religiöse Fanatismus und andere Greuel lauern – und wo uns, wie mir scheint, die tödlichen Fallen des Wahnsinns genauso erwarten wie in den einseitig «vernünftigen», von den «Machern», unseren

«modernen» Zauberern, beherrschten falschen Paradiesen unserer Industriegesellschaften.

Ich lehne deshalb, wie Du es richtig siehst, in der Tat alle Utopien ab, denen, wie ich glaube, eben wirklich eine Philosophie des Unmöglichen zugrunde liegt, die aus der Welt etwas zu machen versucht, was sie nicht sein kann, und setze mich für eine Philosophie des Möglichen ein (oder versuche es jedenfalls immer wieder) – auch wenn sich das für Dich «*wie aus dem Mund eines bundesrepublikanischen Unionspolitikers*» anhören mag, gegen deren Äusserungen Du verständlicherweise allergisch geworden zu sein scheinst. Ich glaube, es hat sich bis heute deutlich genug gezeigt, dass sich hinter jedem utopischen Entwurf, der die mit Makeln behaftete Existenz zur Vollkommenheit «führen» will, ein Grossinquisitor versteckt – dass wir die Erde, wenn wir sie unbedingt zum Paradies machen wollen, zur Hölle machen.

Was ich mir erhoffe, ist deshalb im Gegenteil vielmehr eine zunehmende Desillusionierung, die uns eine Zeit der Synthese bringen wird, in der wir die uns gesetzten Grenzen freiwillig akzeptieren werden – ohne dass dadurch das lebendige Leben jedoch je aufhören wird, zwischen Chaos und Ordnung, Abenteuer und Sicherheit zu pendeln. Was wir brauchen, ist, glaube ich, ein ungetrübtes Bild der menschlichen Daseinsverfassung, ohne falsche Tröstungen.

Wenn ich Dich hier als «*Rousseau des Saarlandes*» anspreche, lieber Ludwig, dann nicht nur, weil Du ein Buch über Rousseau geschrieben hast und viele Deiner Texte, wovon sie auch immer handeln mögen, zum Schluss stets noch auf eine Lobpreisung des Saarlandes als des schönsten Fleckens der Erde hinauslaufen. In der Passage Deiner Besprechung meines Buches, wo Du über den Text mit meinem imaginären «*Briefwechsel mit Monsieur de Voltaire*» schreibst, stellst Du Dich ja auch ganz eindeutig und ausdrücklich auf die «*Seite Rousseaus und der Unvernünftigen*», während Du mich auf der «*Seite Voltaires und der Vernünftigen*» siehst.

Und ich habe gegen Rousseau ja tatsächlich einige Einwände, die ich auch Dir zu bedenken geben möchte.

Jean-Jacques Rousseau war gewiss ein genialer Mensch und vielleicht (leider) auch ein viel einflussreicherer Denker als Voltaire. Ein bewundernswerter Einzelgänger, der in vieler Hinsicht verblüffend modern war: der sah, dass der Mensch ein Teil der Natur ist, dass es zwischen dem Entwicklungsweg der Tiere und der Menschen einen Zusammenhang gibt, und der auf den Ursprung des Menschen zurückgehen wollte, um sein Geschick besser begreifen zu können. Leider standen ihm aber die Kenntnisse über die Natur und ihre Gesetze, die uns heute die Biologie vermittelt, noch nicht zur Verfügung – Kenntnisse, die seine Vision des asozialen, in

Gleichheit und Güte lebenden Urmenschen, demgegenüber er und seine Zeitgenossen «gefallene Engel» waren, die nur durch die Unterwerfung unter die totale Ordnung des «*Contract social*» gerettet werden konnten, nun als seinen fundamentalen Irrtum herausstellen müssen. Ein Irrtum, der für einen Mann, der die Tyrannei verdammt und für die Unabhängigkeit des Individuums kämpfte, als tragisch angesehen werden muss, zu dem dieser in seiner Zeit jedoch jedes Recht hatte – zu dem wir heute allerdings keines mehr haben sollten.

Wie Du, lieber Ludwig, bin auch ich durchaus der Meinung, dass wir uns unbedingt etwas «*zärtlich Anarchistisches*» und «*unvernünftig Spielerisches*» bewahren müssen. Dein Mythos von der ewigen Kindheit («*Werdet wie die Kinder*») scheint mir aber fragwürdig zu sein.

Wenn ich auch nur einen Bruchteil des Vermögens «meines» berühmten Vorgängers besäße, würde ich Dich zwar mit Freuden sofort an Kindes Statt adoptieren und Dir Deinen Traum zu ermöglichen versuchen. Ob Du Dich dabei auf die Dauer allerdings wohl fühlen würdest, bezweifle ich stark. Die Gesetze dieser Welt und ihrer Entwicklung (die der Natur, nicht die vom Menschen gemachten!) sind halt doch eben so, dass wir durch die von ihnen vorgesehenen Stadien hindurchgehen müssen – auch wenn man's dabei (um noch einmal Deine Schwiegermutter zu zitieren) «*schwer hat*». Und wie der einzelne Mensch, wird wohl auch die Menschheit eines Tages versuchen müssen, erwachsen zu werden und sich damit abzufinden.

So, wie die Dinge sind, kann ich Dir Deinen Wunsch aber also leider nicht erfüllen – ich wohne auch gar nicht so dörflich, wie Du das anzunehmen scheinst, habe allerdings einen grossen Garten zur Verfügung, in dem ich Dich gerne noch einmal empfangen möchte, bevor ich ihn verlassen muss, da das Haus, zu dem er gehört, verkauft worden ist. (Die Unsumme, die dafür verlangt wurde, konnte nur noch ein Mediziner aufbringen, ein «freier Schriftsteller», der zudem noch seinen Austritt aus der «schönen», nämlich der «reinen» Kunst – nicht aber der Kunst schlecht-hin! – erklärt hat, konnte da schon gar nicht mehr mithalten.)

Ansonsten werden wir denn also jeder seinen eigenen Weg weitergehen müssen, wobei ich mich auf weitere Kreuzungen des Deinen mit dem meinen freue – ganz im Sinne des Artus-Mythos, wo es, als sich die Ritter der Tafelrunde entschlossen haben, sich auf die Suche nach dem unverhüllten Gral zu begeben, heisst: «*Sie hielten es für eine Schande, in einer Gruppe loszuziehen.*»

Mit herzlichen Grüssen  
Dein E. Y. «*Volteyre*»